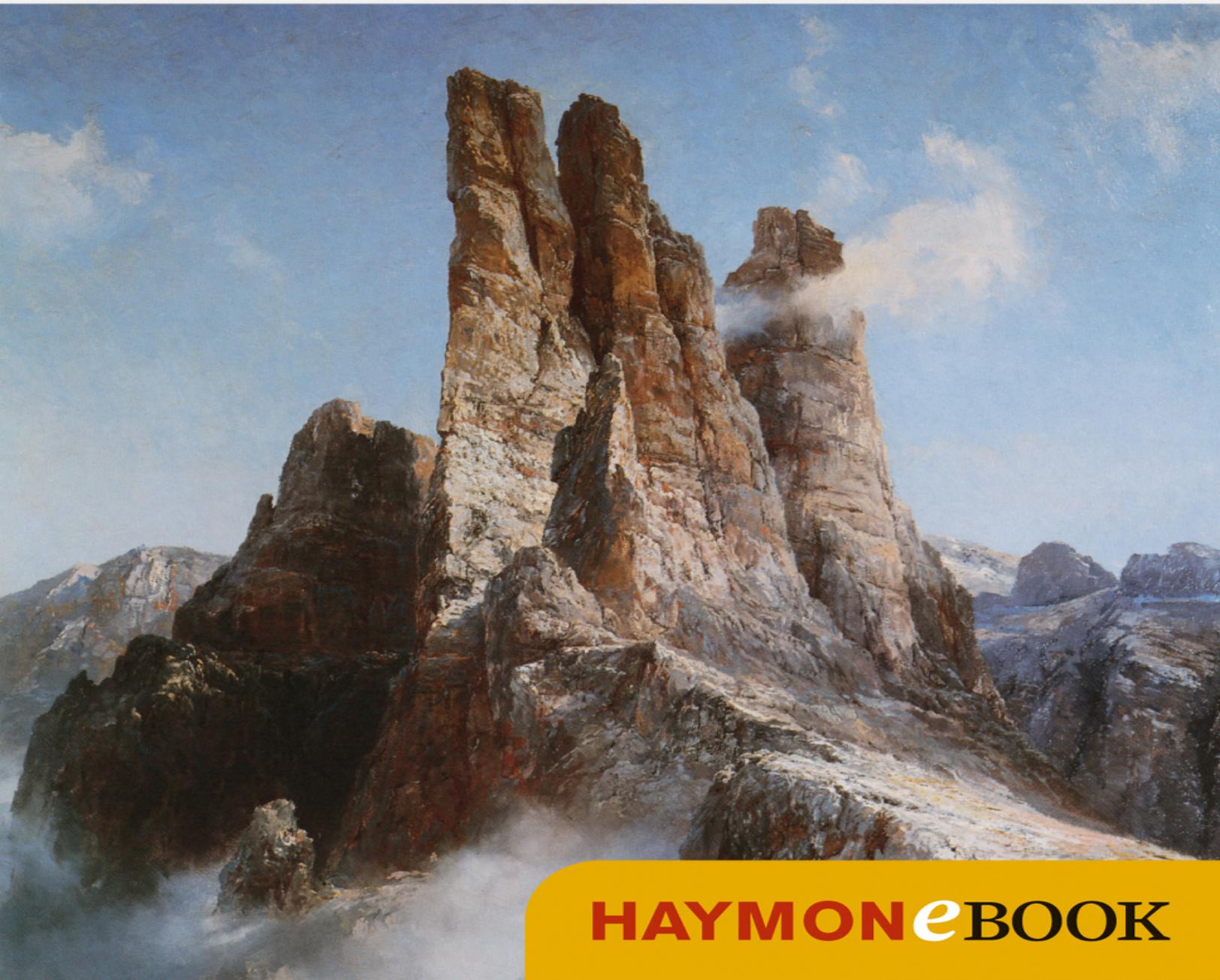

Wolfgang Morscher
Berit Mrugalska

Die schönsten Sagen aus Südtirol

HAYMON tb



HAYMONeBOOK

Wolfgang Morscher
Berit Mrugalska
*Die schönsten Sagen
aus Südtirol*

© 2010
HAYMON verlag
Innsbruck-Wien
www.haymonverlag.at

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

ISBN 978-3-7099-7488-9

Umschlag und Buchgestaltung:

Kurt Höretzeder, Büro für Grafische Gestaltung, Scheffau/Tirol

Mitarbeit: Ines Graus

*Coverabbildung: Edward Theodore Compton: Die Vajolettürme
(um 1902), Öl auf Leinwand, 138 × 93 cm, Österreichisches Alpenvereinsmuseum,
Innsbruck*

Dieses Buch erhalten Sie auch in gedruckter Form mit hochwertiger Ausstattung in Ihrer Buchhandlung oder direkt unter www.haymonverlag.at.

Wolfgang Morscher/Berit Mrugalska
Die schönsten Sagen aus Südtirol

Von versunkenen Städten

Kurz unterhalb von Mals erhebt sich ein kahler Hügel, welcher vom Weiler Tartsch den Namen Tartscher Bühel trägt. Auf diesem steht eine uralte Kirche, in deren Turm zwei „heidnische“ Glocken hängen, welche einen ganz eigentümlichen Ton haben. Die Einwohner des Obervinschgaus und natürlich jene, die folgende Sage kennen, hören bei ihrem Geläute folgenden Verslaut:

„Kimm bold, geah bold
kimm bold, geah bold.“
(Komm bald, geh bald)

Diese Kirche war vor sehr langer Zeit der Tempel einer heidnischen Stadt, deren Bewohner sehr reich waren und in Saus und Braus lebten. Vor lauter Übermut wussten sie oft nicht mehr, was für neue Streiche sie anstellen sollten. Nichts war ihnen mehr heilig und sämtliche Tabus bereits gebrochen.

Als wieder einmal die Fastnacht heranrückte, hatte einer von ihnen eine ganz neue Idee und er war besonders stolz drauf.

„Das haben wir noch nie gemacht! Es wird große Emotionen hervorrufen bei jedem, der es mit ansieht oder der davon hört!“, versprach er den anderen.

Es war nämlich ein recht grausames Stückchen, das er sich da ausgedacht hatte – einem Ochsen wurde bei lebendigem Leib die Haut abgezogen. Dann streuten sie dem vor Schmerzen brüllenden Tier noch Salz auf das offene Fleisch, um seine Qual noch zu steigern. So ließen sie

die arme Kreatur vor Schmerzen brüllend durch die Stadt laufen. Die Tierquäler schauten gespannt zu und viele Bewohner der Stadt ebenfalls, das war ein Spektakel - alle weideten sich an diesen Bildern des Grauens. Ja, sie konnten sich gar nicht daran sattsehen, wie der Leib des Ochsen von Zuckungen durchströmt wurde und er in den unterschiedlichsten Klagetönen sein Leid in die Welt hinaus schrie. Endlich blieb das geschundene Tier in der Mitte der Stadt auf dem Platz stehen und brüllte so gewaltig, dass man es in der gesamten Gegend hören konnte. Dazu riss es die Augen weit auf und schaute in den Himmel hinauf, als ob es Rache von oben auf seine Peiniger herabflehte. Und wirklich - auf einmal hatte sich der Himmel verfinstert, Windböen zogen durch das Tal und die gesamte Stadt begann zu wanken und zu beben. Die Erde tat sich auf und im nächsten Augenblick war die ganze Stadt in der Erde versunken und nichts war mehr von ihr zu sehen.

Noch heute kann man quadratförmige Vertiefungen im Boden ausmachen - das sind die Stellen, wo die Häuser versunken sind. Und wenn man mit dem Fuß ordentlich darauf stampft, so hallt es hohl und dumpf durch den Boden. Ein Hirte hat dann auch wirklich einmal bei so einer dunklen Vertiefung zu graben angefangen, und er stieß in der Tat auf alte Häuser und Grundmauern. Einige Tartscher halfen ihm und ließen ihn an einem Seil hinunter in die verschüttete Stadt. Mit einer kleinen Laterne begann er sich genauer umzusehen, er befand sich in einem ehemaligen Zimmer, wo um einen Tisch herum einige Menschen saßen - genau in der Position, in der sie mit der gesamten Stadt im Erdboden versunken sind. Als sie auch nur von einem Windhauch gestreift wurden, zerfielen sie gleich zu Staub. Dann berührte er einige Teller und Flaschen, welche auf dem Tisch standen, und jene, die nicht zu Staub zerfielen, die nahm er mit hinauf, als sie ihn wieder an dem Seil in die Höhe zogen.

In späteren Jahren wagte sich aber niemand mehr in diese alte Stadt hinunter, auch interessierte es niemanden, die alten Häuser und Mauern auszugraben. Einzig der Tempel dieser fremden Stadt blieb als Mahnmal für die späteren Bewohner bestehen.

Auch unter dem Hügel zwischen Schlanders und Laas, der wie ein Riegel im Tal liegt, soll sich einst eine große Stadt befunden haben. Der Untergang der Stadt passierte in einer Zeit, als es, etwa eine halbe Stunde oberhalb von Kortsch, noch eine bekannte Wallfahrtskirche zum heiligen Georg gab. Von überall her kamen die Wallfahrer, um hier ihre Anliegen vorzubringen, die Einwohner am Fuße des Sonnenberges wurden aber immer übermütiger und kamen bald gar nicht mehr in die Kapelle. Zur Warnung ließ der heilige Georg nun öfters Murbrüche aus dem Gadriatal heruntersinken und die Felder und Wiesen der Städtchen verheeren. Die Bewohner dieser großen Stadt verstanden aber seine Warnung nicht – oder wollten sie nicht verstehen – und änderten ihr Verhalten nicht. Sie bauten dafür aber dicke Schutzmauern und Archen, um dem Wildbach seine reißende Naturkraft zu nehmen.

Hoch oben im Gadriatal am Sonnenberg gab es zu dieser Zeit noch einen See, und nicht weit davon lag eine große Felshöhle. Hierhin sandte der Ritterheilige, der Patron der Bauern und des Landes Tirol, seinen Drachen aus, der sofort in die beschriebene Höhle einzog, von der aus er unter den Viehherden der Städtchen großen Schaden anrichtete. Aber auch das half nichts, die Städtchen verstanden immer noch nicht, dass es an der Zeit war, ein besseres Leben zu führen. Sie versuchten jetzt aber den Drachen zu bekämpfen und heckten dafür einen Plan aus. Sie nähten aus einer Kalbshaut eine tierähnliche Gestalt und füllten „lebendigen Kalk“ – auch „Calx viva“ oder „ungelöschter Kalk“ genannt – hinein. Sie trugen diesen Drachenköder nun auf den Berg und ließen die gefüllte Kalbshaut mit Stricken zum See

hinab, wo der Drache für gewöhnlich sein Bad nahm. Als er zur Nachtzeit endlich aus seiner Höhle kam, bemerkte er das Kalb und schlang es mit einem Bissen gierig hinunter.

Dann sprang er in den See und schwamm ein paar Längen hin und her. Als er aber dazu auch noch trank, kam das Wasser mit dem Kalk in Berührung und löste eine heftige chemische Reaktion aus, bei der Hitze entstand und die ihm arge Verätzungen verschaffte. Der Drache wurde von solchen Schmerzen gepackt, dass er ganz wütend im See herumfuhr und mit dem ungeheuren Schwanz nach allen Seiten ausschlug. Mit seinem riesigen und kräftigen Schwanz schlug er so wild umeinander, dass er dabei in das Seeufer zum Tal hin eine Kerbe schlug. Augenblicklich schoss das Wasser aus seinem Becken und stürzte unaufhaltsam ins Tal hinunter, dabei riss es furchtbare Massen an Steinen und Bäumen mit sich.

Der Drache wurde durch den Sog des Wassers selber mit hinausgespült und blieb erst in der Gegend zwischen Terlan und Bozen liegen. In seinem Totekampf fand er hier langsam sein Ende, wo er noch mit dem Schwanz sieben Eichenbäume zersplitterte. Hiervon soll die Ortschaft Siebeneich ihren Namen bekommen haben.

Zwischen Laas und Schlanders aber, auf der Höhe von Kortsch, war am nächsten Morgen keine Spur mehr von der Stadt zu sehen. Ein langgestreckter Schutthügel hatte Stadt und Städter unter sich begraben, niemand hatte überlebt.

Im weiten Olinger Talbecken im Pustertal, zwischen dem Preinbichl und dem Tonigenstöckl, stand einst die schöne und reiche Stadt Kerla. Doch ein dunkles Geschick waltete über ihr:

Eines Tages - man weiß nicht mehr, warum - musste die Stadt untergehen, und nur die einstige Kirche oder Friedhofskapelle blieb von dieser Katastrophe verschont. Es ist das heutige „Antoniusstöckl“ in der Windschnur, das von älteren Leuten noch heute „Kerla-Stöckl“ genannt wird.

Beim Pflügen auf den dortigen Äckern stößt man nicht selten auf Mauerreste dieser uralten Stadt. In der Gegend zwischen den „Gepaid'n“, dem Galgenbichl und dem „Kerla-Stöckl“ will man früher oft eine versteckte Glocke dumpf läuten gehört haben.

Systematische archäologische Ausgrabungen in jüngster Vergangenheit brachten beim Antoniusstöckl Hinweise auf hallstattzeitliche Besiedelung, auch römerzeitliche Siedlungsreste fanden sich in der Gegend.

Da, wo heute der Kalterer See im Überetsch liegt, da lagen vor Jahrhunderten gesegnete Fluren mit fetten Weiden und gutem Ackerboden.

Aber den Menschen ging es hier zu gut, und sie missbrauchten den Segen zur Sünde und zu jeglichem Frevel. Dafür traf sie jedoch die Strafe des Himmels.

An einem heißen Sommertag ging Jesus Christus mit dem heiligen Petrus hinaus in die weite Welt, um sich das Leben und Wirken der Menschen anzusehen. Sie kamen auch in diese große, schöne Stadt, die sich eben genau dort ausbreitete, wo sich heute die Wellen des Sees im leichten Luftzuge kräuseln. An diesem Tag wehte ein heißer Wind durch die Straßen und es lag viel Staub in der Luft.

Die Füße der zwei Männer waren mit Staub bedeckt und beide hatten brennenden Durst. Nun klopfen sie an eine Haustür und baten um einen Krug Wasser, doch wo sie auch hinkamen, überall bekamen sie zu hören, sie sollten doch aus dem kleinen Bächlein trinken, wenn sie schon solchen Durst hätten und nirgendwo einkehren wollten. Erst als sie die ganze Stadt durchschritten hatten, wurde ihnen in einem armseligen Häuschen auf einem Hügel die Bitte nicht verwehrt und frisches Wasser und sogar ein wenig Schüttelbrot gereicht; und Christus und Petrus erkannten gleich, dass diese Menschen selber nicht viel mehr hatten. Nachdem die beiden ihren Durst gelöscht hatten, nahm Christus das einfache Wassergefäß und goss das restliche

Wasser zum Fenster hinaus. Doch das Wasser schien kein Ende zu nehmen, es wurde immer mehr und mehr und war bald ein reißender Fluss, der den Hügel hinunter in die Talsenke strömte. Bereits nach wenigen Stunden waren der Talboden, die Wiesen und Äcker und bald auch die ganze Stadt unter den Wassermassen begraben. Das Wasser stieg immer höher und höher und hörte erst auf, als es fast das kleine Haus der armen Leute erreicht hatte, sodass die von den Fluten verschont blieben. Die ganze Stadt ging zu Grunde, und der Kalterer See blieb als warnendes Zeichen im Tal zurück.

Helfmirgott

In einem Seitental des Obervinschgaus, welches zur Schweizer Grenze führt und Münstertal heißt, liegen die Ruinen von drei alten Schlössern. Zwischen Rotund und Reichenberg ragt ein hoher Turmbau empor, der früher Reichenstein hieß, jetzt aber „Helfmirgott“ genannt wird. Der Ritter in seinem Wohnturm war ein Junggeselle, wie es im Buche steht - er kümmerte sich wenig um sein Äußeres und war sehr ungepflegt. Mit seinen Freunden feierte er ein Fest nach dem anderen und schlief am nächsten Tag bis in den helllichten Tag hinein, und zu essen gab es halt das, was er gerade in der Speisekammer fand. Mit der Zeit aber verheirateten sich seine Kumpane, und nun kamen sie nicht mehr ganz so oft zum Zechen und Kartenspielen, so dass der Ritter in seinem Turm immer einsamer wurde. Irgendwann begegnete er bei einem Ausritt einem schönen Bauernmädchen, und das hatte es ihm angetan. Gleich am nächsten Tag versuchte er es wiederzusehen, aber das Mädchen hatte fast Angst vor dem bärtigen, liederlichen Ritter mit seinen derben Sprüchen und versuchte ihm aus dem Weg zu gehen. Je mehr nun der Ritter auf Ablehnung bei dem hübschen Mädchen stieß, desto mehr wuchs sein Verlangen nach ihm und er tüftelte einen Plan aus, wie er das junge Ding einfach entführen und bei sich gefangenhalten würde.

Am Abend, als die Schöne vom Melken auf einer abgelegenen Wiese kam, da lauerte er ihr auf und fesselte sie. Dann schmiss er sie schnell auf sein Pferd und ritt mit ihr zu seinem Wohnturm. Als sie angekommen waren, warf er sie in eine dunkle, kalte Kammer.

„So wohl, nun sind wir angekommen. Das wird ab jetzt deine neue Heimat sein. Du hättest es auch anders haben können, wenn du ein wenig netter zu mir gewesen wärst. Aber vielleicht ändert sich deine Meinung mir gegenüber ja noch!“, sagte er zu ihr und versperrte die Tür von außen mit einem großen Riegel.

„Ja, das tät dir so passen, du stinketer Bolsch, du“, dachte sie sich, war aber lieber still.

Nach vielen, vielen Stunden kam er endlich wieder und brachte ihr einen Krug Wasser und einen Nachttopf:

„Sodala, vielleicht ist mein störrisches Buzzele jetzt schon vernünftiger geworden? Denk gut darüber nach, wer von uns beiden der Unterlegene ist, doch merk es dir gut, noch bin ich freundlich zu dir, ich kann aber auch anders!“

Und nun war sie wieder allein in der Dunkelheit und in der Kälte, mit knurrendem Magen.

Am nächsten Abend kamen die Freunde des Ritters auf Besuch, und als sie zu rufen und zu schreien anfing, da lachte der Grausame und erklärte den Männern, dass er da unten zwei rollige Katzen eingesperrt habe, und ging mit ihnen weiter nach oben. Spät in der Nacht, als seine Saufgenossen gegangen waren, torkelte der Ritter noch zu seiner Gefangenen und schob den Riegel von der Tür. Er packte sie an den Haaren und zog sie zu sich hinauf, ihr schossen vor Schmerzen Tränen in die Augen.

„Madl, Madl, was hast du dir nur dabei gedacht, zu schreien? Du musst nur mal richtig hergenommen werden, dann bist auch nicht mehr so zuwider“, schrie er sie an, und feine Spucketröpfchen spürte sie in ihrem Gesicht; dabei riss er ihr mit einem Ruck das Kleid in Fetzen.

Nun aber warf sie sich mit aller Kraft in seine Seite, dort, wo die Leber sitzt, und schlüpfte schnell an ihm vorbei. Sie schaute nach unten zum Ausgang, aber da stand sein riesiger Hund, also blieb ihr kein anderer Ausweg, und sie lief den Turm hinauf. Der Ritter hatte mittlerweile sein

Gleichgewicht wiedergefunden und grölte ihr lallend hinterher:

„Der Weg ist der richtige, ab in meine Schlafkammer mit dir!“, und er nahm drei Stufen auf einmal.

Die junge Frau lief bis ganz unters Dach und von unten hörte sie die schweren Stiefel immer näher kommen. Ihr tat der Hals weh, wo er sie beim Zerreißen ihres Kleides mit den langen Fingernägeln verletzt hatte, auch konnte sie immer noch den Gestank nach seinem ungewaschenen Körper und Alkohol an sich riechen.

„Lieber will ich sterben“, sagte sie zu sich selber, um sich Mut zuzusprechen, öffnete das Fenster und stieg hinaus. „Helf mir Gott!“, rief sie und sprang.

Doch nun geschah etwas völlig Unerwartetes: Wenige Sekunden später öffnete sie die Augen und bewegte ihre Beine. Sie rappelte sich auf und lief, so gut es ging, ins Dorf hinein, wo sie um Hilfe schrie. Der betrunkene Ritter aber lief ihr nach ihrem Sprung nicht nach, er hatte beim Fenster hinausgeschaut und gesehen, wie sie hinuntergefallen war, ihr Körper kurz vor dem Boden plötzlich in der Luft liegen blieb und dann ganz langsam und sanft hinuntersank. Dieses Bild konnte der Ritter sein Lebtag nicht mehr vergessen und änderte von nun an sein Leben.

Andere wiederum sagen, es ist zu diesem Jungfernsprung gekommen, weil die Besitzerin des Turmes von dem benachbarten Ritter von Rotund überfallen wurde und in den eigenen Mauern nach oben getrieben wurde, sodass ihr kein anderer Ausweg mehr blieb, als über die Zinnen in den fürchterlichen Abgrund zu springen.

Von den Norggen und Nörggelen

Die Norggen und Nörggelen sind koboldartige Hausgeister, die einen größer, die anderen kleiner gewachsen. Manche von ihnen leben auch alleine auf Almen und in Felslöchern. Oft werden sie mit Zwergen verglichen, haben aber einen riesigen Kopf, einen dicken Bauch, spindeldürre Arme und Beine, so krumm wie Säbel. Manchmal schielen sie und ihre Nase wirkt eingedrückt und ist so schmutzig wie eine Kloake. Ihr Mund ist so breit wie ein Mühlrad, ihre Brust filzig behaart, und manche haben einen langen Bart oder zwei lange Schneidezähne.

In Tirol erzählt man sich, dass sie zu den gefallenen Engeln gehören und Anhänger des Luzifer waren. Als die ganze Bagage aus dem Himmel vertrieben wurde, kamen aber nicht alle in die Hölle. Jene nämlich, die sich nur hatten beschwatzen lassen und nicht eigentlich böse waren, blieben beim Sturz aus dem Paradies an Bergen und Bäumen hängen und wohnen seither auf der Erde, und zwar in hohlen Bäumen oder unter Steinen.

Sie können nicht sterben und müssen bis zum jüngsten Tag auf der Erde bleiben. An vielen Orten glaubt man, wie etwa in Völlan bei Lana, dass viele Norggen und Nörggelen deswegen so tückisch sind, weil sie „der Neid frisst“, dass die Menschen sterben können und sie nicht. Manche von ihnen helfen aber auch den Menschen bei ihren Alltagsarbeiten und geben gute Ratschläge zum Ackerbau.

In Planail, einem Seitental im Obervinschgau, liegt tief im Hintergrund und rechts gegen Matsch und Schnals sich wendend die Alpe Norgles, deren Name schon auf die Hausdämonen hinweist. In dieser Gegend zwischen Matsch,

Schnals, Passeier und dem Ötztal gibt es besonders viele Norggensagen.

So kam in Planail zweimal die Woche ein Norgg zu einem Bauernhaus, der etwa 30 Zentimeter groß und ziemlich dick war. Er trug eine grüne Jacke und grüne Hosen und setzte sich, besonders abends während der Bereitung des Nachtmahles, auf das Küchenfenster. Wenn er kam, dann juchzte er so gellend und durchdringend, dass die Bäuerin in der Küche sich jedes Mal erschreckte, einen „Hupf“ machte, die Suppe ins Feuer goss und am ganzen Leibe zitterte. Schelmisch lachte sich dann der Norgg ins Fäustchen.

Die Bäuerin fragte alle ihre Nachbarinnen um Rat und erzählte ihnen, was der Norgg alles anstellte:

Die Eier stahl er, noch bevor sie von den Hennen gelegt worden waren, zwei Kälber hängte er an eine Kette zusammen, den Kühen nahm er die Milch aus dem Euter und dem Mastschwein schnitt er bei lebendigem Leibe den Speck weg; auch von dem in der Küche aufgehängten Speck zwackte er sich große Portionen ab. Man riet, sie könne es nur mit Weihwasser und Almosengeben versuchen, denn sonst helfe nichts. Und siehe da – das half!

Nach einem Monat dann war er wieder da, und er war noch tückischer als zuvor, gerade so, als wenn er die versäumten Tag nachholen wollte.

Einmal kam eine gewiefte Bäuerin von Mals nach Planail, und diese gab der Bäuerin folgenden Rat:

„Richte dir eine große, schwere Mausfalle, nimm ein gutes Stück Speck als Köder und stelle sie aufs Küchenfenster. Du darfst aber kein Feuer schüren und alle im Hause müssen mäuschenstill bleiben. Kommt dann der Norgg und findet den Speck, so packt er ihn und die Falle schnappt zu. Ist er gefangen, so geh schleunigst herbei und drohe ihm, noch einen Stein auf ihn zu werfen oder ihn mit der Feuerzange zu zwicken, wenn er nicht das Versprechen gibt, euch für immer in Ruhe zu lassen.“

„Na, das hört sich gut an“, dachte sich die Planailerin und tat, wie ihr gesagt worden war. Und schon die Woche drauf fing sie den Norgg, unter dem Fallblock der Falle winselte und seufzte er und bat um Erlösung, denn er war fast platt gedrückt. Nun begann die Bäuerin, ihn zu beschimpfen und alle Hausbewohner liefen herbei, denn vor allen musste er nun versprechen, dass er nie wieder herkomme, und das tat er auch wimmernd. Sofort wurde er losgelassen und wurde nicht mehr gesehen.

Zu einem der Höfe von Tarnell – einem Dorf, über Laas gelegen – kam früher oft und oft ein Nörggele. Besonders gern setzte es sich in die Küche zum offenen Herd und wärmte sich die Finger. Vergnügt rieb es sich die Hände und murmelte in seinen struppigen Bart: „Husch, husch, kalt, kalt!“

Wenn es sich ein wenig aufgewärmt hatte, stahl es sich wieder hinaus und murmelte dabei noch einmal: „Husch, husch, kalt, kalt!“

Eigentlich hatten die Bauersleute nichts gegen den kleinen Alten, wenn er nur nicht immer so grausig gestunken hätte. Das störte die Bäuerin allmählich immer mehr und sie ekelte sich unglaublich.

Und so beschloss sie dann auch, mit dem Männlein „abzufahren“, und sie wusste auch schon, wie. Auf ihrem Herd streute sie alles mit Asche voll und stellte dann von ihr gesammelte Eierschalen darauf.

Als das Männlein wiederkam und die vielen Eierschalen sah, war es ganz überrascht, hielt aber doch seine Händlein über den kalten Herd, rieb sie und murmelte dabei:

„Husch, husch, kalt, kalt!
I denk jetz' den Tarneller Wald
neunmal jung und neunmal alt.
Obr dös han i nou nia 'it g'heart:
sou viele Hafelen af uen Heard!“

Sprach's, ging aus der Tür und wurde das letzte Mal auf Tarnell gesehen.

Zu Saltnuss im Hinterpasseier lebte vor vielen Zeiten ein arbeitsames Männlein. Wenn man ihm am Abend das Korn in die Mühle stellte, dann war es bereits am nächsten Morgen zu Mehl gemahlen. Auch sonst konnte man es zu jeder Arbeit gut gebrauchen. Und wenn es einmal nichts zu tun hatte, dann ging es zu den melkenden Mägden in den Stall und brachte sie mit allerlei Grimassen und lustigen Reden zum Lachen.

Alle hatten es darum gern, das alte Nörggele, mit seinem kleinen, zerschissenen Mantel. So nahm sich der Bauer eines Tages vor, ihm ein neues Mäntelchen zu schenken. Als dieses fertiggenäht war, legte er es ihm am Abend in die Mühle.

Als nun das Nörggele kam und sein neues Mäntelchen sah, fing es an zu weinen und jammerte:

„Jetzt muss ich mit meinem Gehüder und Gezüder glei ins Ötztal hinüber!“

Mit diesen Worten nahm es sein Geschenk, ging aus der Mühle und war seit der Nacht verschwunden - wohl ins Ötztal hinüber gewandert!

Ein Hirt im Ultental hütete noch im Spätherbst seine Schafe. Alle anderen hatten längst die Almen verlassen, nur er war noch in Baltmar, und langsam packte ihn die Einsamkeit. In jeder freien Minute schaute er umher, ob nicht ein Wanderer oder Jäger des Weges kam, da sah er mit einem Mal auf dem Dach der Sennhütte ein Nörgglein sitzen. Es hielt sein rotes Gewand im Schoß und war mit großem Eifer dabei es zu flicken. Der Hirte schaute dem Nörgglein gebannt zu und musste laut auflachen, als es erst einen grünen, dann einen gelben und schließlich einen roten Flicker aufnähte. Scherzend rief er ihm zu:

„Hoi, ich kann auch ein bisschen schneidern, wollen wir es darauf ankommen lassen, wer von uns der Bessere ist?“

Das Nörggele lachte ebenfalls, sagte aber nichts.

Nun wurde der Hirte schon mutiger und rief:

„Auf ein glühendes Eisengitter herausgefordert! Nimmst du den Antrag nicht an, so bist du wie ein Weib!“

Da sprang das Männlein wie von der Tarantel gestochen vom Dach und kam auf den Burschen zugerannt. Nun bereute der Hirte seine frechen Worte und lief, so schnell er konnte, weg und sprang über den nächsten Bach. Am Bach aber blieb das Nörggele stehen und kehrte wieder um.

Im Unterland machte einst ein Burgbesitzer einen Ausritt ins Brantental, als ihm ein winziges Männlein in den Weg sprang und ihn um eine milde Gabe anflehte.

„Mach di weg da“, herrschte ihn der Diener an, „aber geschwind, sonst ...“

„Nein, nein, bitte sei still“, bat ihn sein Herr auf dem Pferd, „wir werden doch sicher etwas haben, was wir abgeben können, vielleicht etwas Geld oder Wein? Oder wenigstens ein bisschen Brot? Wir werden doch wohl eine Spende geben können!“, meinte der Herr zu seinem Diener.

Da begann das Männlein selber in seiner schmutzigen Tasche zu kramen, zog einen herrlich strahlenden Karfunkelstein heraus und überreichte ihn dem Ritter.

„Hab Dank und nimm diesen lichten Stein, Segen soll er dir bringen und all deinen Nachkommen“, und im gleichen Moment war es auch schon wieder verschwunden.

Das Männlein aber war ein Nörggl gewesen, und der Ritter bewahrte den Karfunkelstein sorgsam auf, ließ ihn in Gold fassen und setzte ihn mitten in sein Wappenschild. Selbst seine Burg ließ er nach dem lichten Karfunkelstein umbenennen. Seine Nachkommen waren alle kluge und fleißige Menschen, und langsam wuchs die Familie empor und gewann reiche Besitzungen zwischen Vorarlberg, Graubünden und Sankt Gallen. Schließlich wurden die Herren von Lichtenstein zu Reichsgrafen und später sogar in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben. Bis heute führt